



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 35

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 E. m. b. H., Daresalam.

Der Deserteur.

Roman aus Portugals jüngster Vergangenheit. Von Eugen Bernard.

I. Heimliche Liebe.

Die nach der Entthronung des Königs schon seit Monaten in Portugal drohende Gegenrevolution war ausgebrochen. Schon tobte in verschiedenen Landesteilen der jungen Republik, besonders im Norden, ein blutiger Bürgerkrieg. Unerbittlich hatten sich unter dem Lärm der Sturmgeschossen mit Gewehren, Säben und Dreckslegeln bewaffnete Bauern zusammengerottet und gingen nun merschroden gegen die Regierungstruppen, in der Hauptsache starke, durch Zivilgardien unterstützte Kavallerieabteilungen vor, die in erster Linie die Grenzen scharf bewachten, um eine eventuelle Vereinigung spanischer Karlisten mit den Monarchisten Portugals zu verhindern.

Es war spät am Abend eines heißen Julitages, als durch den in Strömen vom nachtdunklen Himmel sich ergießenden Regen ein Reiter mit verhängtem Zügel eine Waldschlucht der Serra de Marao, des im Distrikt Villa Real der nördlichen Provinz von Montez gelegenen Gebirges, hinabsprengte.

„Vorwärts, vorwärts, Violante,“ ermunterte er sein mit Schweiß bedecktes Pferd, eine allerliebste kleine Stute mit weißem Fell und schieferfarbener Mähne, „du kennst den Weg, du hast ihn schon oft zurückgelegt; wir müssen so schnell wie möglich ankommen.“

Trotz des Regens, des Windes und der Dunkelheit galoppierte Violante nun wie toll darauf los, so daß der kräftige, harte Hufschlag auf dem Kiesboden wie Trommelschlag widerhallte.

Derjenige, der sie ritt und in fieberhafter Ungeduld ihre Flanken preßte, war ein stattlicher, junger Mann von sieben- bis acht-

undzwanzig Jahren, dessen Gesichtsfarbe und wohlgepflegte Hände es beim ersten Blick kaum hätten erkennen lassen, daß die Seele eines Helden, das Herz eines echten Soldaten in ihm wohnte, wenn nicht sein schwarzes, feuriges Auge und die blanken Läufe seiner im Gürtel steckenden Pistolen dies in berechteter Weise verraten haben würden. Außerdem trug er an der Seite einen Kavalleriesäbel, und sein Sattel war mit einer Halfter versehen, in der sich eine doppelläufige Jagdsflinte befand.

Gleichwohl trug der junge Mann trotz seiner kriegerischen Ausrüstung keine Uniform. Um seinen Kopf war ein weißes, stellenweise mit Blutstropfen bespritztes Tuch gewunden; eine rote Jacke, wie die Bauern in Traz oz Montes sie trugen, blaue Hosen und ein Paar hohe Reitstiefel vollendeten seinen Anzug.

„Hopp, Violante, hopp, mein Liebes!“ wiederholte er, „wir sind noch weit vom Schloß Farnado entfernt ... und die Nacht rückt vor ... und Ines erwartet mich!“

Als wenn das Tier seinen Herrn verstanden hätte, beschleunigte es seinen Lauf nun noch mehr und flog wie ein Traum dahin.

Plötzlich ließ ein seltsames Geräusch sich hören: ein kreischender Ton, wie der Schrei eines Nachtvogels. Der Reiter saßte sein waderes Pferd scharf in den Zügel, und Violante hielt kurz an. Dann spitzte das Tier die Ohren. Der Schrei wiederholte sich. Nun legte der junge Mann zwei Finger in den Mund und ließ ein eigentümliches, grelles Pfeifen vernehmen.

Ein ähnlicher Pfiff antwortete ihm aus der Ferne. Man hätte ihn für das in der Waldschlucht verhallende Echo eines Eulenschreies halten können.

Der Reiter ließ den Zügel frei, und das Tier stürzte von selbst in der Richtung fort, woher der zweite Pfiff erkümt war.

Etwa zehn Minuten war es gelaufen, da wurde der Eulenschrei wiederholt. Violante blieb von neuem stehen. Jetzt sah man eine schwarze Gestalt aus dem Gebüsch sich erheben; einen Augenblick später trat dieselbe, Mensch oder Gespenst, zwei Schritte näher.

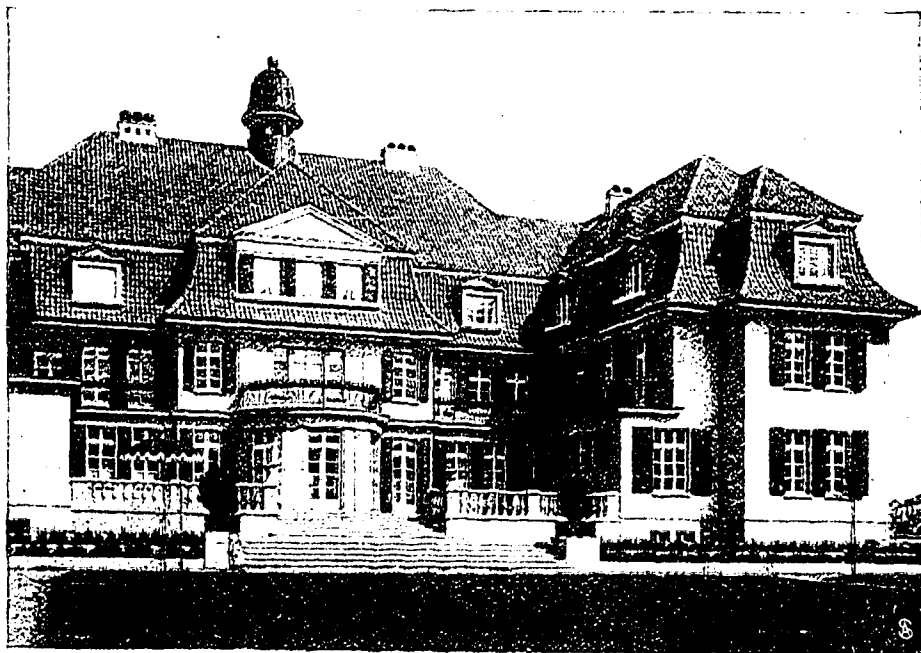
„Bist du es, Henriquez?“ fragte der Reiter.

„Ich bin es, Dom José.“

Und die schwarze Gestalt näherte sich und legte die Hand an Violantes Zügel. — Der Reiter konnte jetzt ungeachtet der Dunkelheit doch einen jungen Burschen von

ungefähr sechzehn Jahren unterscheiden, der in ähnlicher Weise wie er selbst gekleidet war, nur mit dem Unterschied, daß er eine weiße Hose und blaue Jacke trug, und daß anstatt eines Tuches seinen Kopf ein großer runder Hut von schwarzem Filz bedeckte, unter welchem langes, braunes Haupthaar hervorquoll. Er bestand sich offenbar in ängstlicher Aufregung.

„Wissen Sie schon, Dom José,“ sagte er hastig, „daß die Republikaner, die ‚Manen‘, nur noch drei Meilen von hier entfernt sind?“



Das Rose-Livingstone-Haus in Frankfurt a. M. (Mit Text.)

„O, ich weiß es wohl, daß sie mich als Deserteur behandeln, weil ich das Kommando meines Bataillons meinem Obersten übergeben und allein, meinen Degen an der Seite, ohne ein Wort zu sagen, mich zu demjenigen gesellt habe, die den Eid der Treue, den sie einst Sr. Majestät dem Könige geleistet, nicht brechen wollten. Und sie wagen das ‚desertieren‘ zu nennen!“

„Sie sagen es,“ flüsterte die junge Frau mit zitternder Stimme, „und wenn sie dich gefangen nähmen, würde dir nicht das gewöhnliche Gefes der Kriegsgefangenen zugute kommen...“

Dem José's Lippen umspielte noch immer ein stolzes Lächeln, und die Linke ruhte auf dem Griff seiner Pistolen.

„Gefangen!“ sagte er. „Warum nicht gar! Man nimmt Männer wie mich nicht lebendig gefangen!“

„O, ich weiß es, Geliebter, du hast das Herz eines Löwen!“ liebte sie ihn und blickte ihn voll Bewunderung an, während draußen Wind und Regen unausgesetzt an die Fensterscheiben schlugen. „Wie durchhäßt du bist, wie kalt!“ fuhr sie dann fort und war ihm behilflich, sein Jackett abzulegen und sich in einen Stuhl zu hüllen. Flugs holte sie darauf aus einem Schränkchen eine Flasche alten Wein und einige kalte Speisen und bat ihn, sich zu stärken; aber während sie lächelnd ihrem Geliebten einhakte, glänzte eine Träne in ihrem Auge, perlte am Rande der langen Wimpern und fiel ins Glas. Mählich fuhr sie erdreht zusammen und erhob sich. Es war ihr gewesen, als ob sie neben ein entferntes Geräusch vernommen hätte.

„Horch,“ sagte sie bebend mit dem Ausdruck unsäglicher Angst, „horch!“ und öffnete ein Fenster, durch das sogleich ein heftiger Windstoß hereinkam.

Der Ton, den sie vernommen, war kein anderer, als der eulenschrei Henriquez gewesen, der jetzt abermals deutlich auch an José's Ohr drang.

Am nächsten Augenblick schon hatte José den Stuhl abgestreift und seine Pistolen in den Gürtel gesteckt. Gleich darauf erschien Henriquez auf der Terrasse und rief: „Die Blauen kommen!... Es ist keine Sekunde zu verlieren...“

Da schloß José Jnes rasch in die Arme, hielt sie noch einige Minuten leidenschaftlich umfaßt und drückte dann einen letzten, heißen Kuß auf ihre Lippen.

„Lebewohl, Leute,“ flüsterte er, „auf morgen!“ und im nächsten Moment war er bereits auf der Terrasse und schwang sich nun in den Garten hinab, wo Henriquez ihn erwartete.

2. Eine freundschaftliche Warnung.

Am folgenden Abende hatte sich eine kleine Gesellschaft im Salon des Schlosses Parnajo eingefunden. Drei Herren spielten Karten, zwei plauderten bei einer Zigarre, und die schöne Witwe des Obersten Ruiz saß stehend vor einem Tapissiererrahmen.

Die drei Spieler waren der Vater Jnes', General Jorge Ferreira, Marques de Vasconcelles, ferner der Sohn seiner Schwester: Visconde Ruiz da Cruz e Silva, und der Husarenchef aus Amarante, derselbe Offizier, dem Major José d'Alvila seinen Entschluß, zu desertieren, kundgegeben hatte. Die zwei Herren, die sich plaudernd dem Genuß einer Havana hingaben, waren der Pfarrer aus dem benachbarten Dorfe Arrabida und ein junger Husarenritmeister.

Der Rittmeister und der Oberst gehörten seit gestern nacht mit etwa dreißig Soldaten im Schloß. Die übrigen waren in Korporalskassen in die umliegenden Pacht- und Schuppen verteilt. Der Marques de Vasconcelles, pensionierter General und früherer Waffengefährte des alten Obersten, hatte diesen, als er seinen Namen hörte, wie einen Freund empfangen. In dessen war der Oberst, der in seiner Garnisonstadt Amarante mit manchem der Royalisten, die sich jetzt in den Bergen mit den Republikanern herumzuschlagen, bekannt gewesen war, über die Wüsten, die er hier im Distrikt Villa Real zu erschließen hatte, nichts weniger als erfreut. Und ebenso war es vielleicht auch dem General nicht ganz leicht, die größte Freude an den Tag zu legen, als das Husarenbataillon sein Hauptquartier in seinem Hause aufzog, denn er mochte, trotzdem er sich offiziell ja zu dem neuen republikanischen Regime bekannte, im innersten Herzen doch noch ganz royalistisch denken und fühlen.

„Ihr Regiment hat da einen recht unangenehmen Auftrag erhalten,“ sagte lachend der Pfarrer aus Arrabida zu dem Husarenritmeister.

„Ja bin derselben Meinung,“ erwiderte der Offizier. „Da wo in Amarante in Garnison gelegen haben, kennst du die Offiziere eine ganze Menge von jungen Leuten, die sich den Liebsteilen ihrer Provinz angeschlossen haben. Der Oberst hofft indeßen, daß wir nicht weiter vorgehen werden.“

„Wie?“ fragte der Pfarrer.

„Niemand bis jetzt empfangene Ordre lautet mir dahin, daß wir hier auf dem Schloße eine abwartende Stellung beobachtet sollen. Die Truppen, die in Gilvarechen aus Doria und Villavon

heranzücken, sollen allein zur Aktion schreiten und wir nur im den Fall vorgehen, daß wir der Unterstützung bedürfen.“

„Freilich,“ meinte der Pfarrer, „wenn Sie mehrere der Rebellens kennen...“

„Ach, Schwürden,“ murmelte der Rittmeister traurig, „sogar mein bester Freund ist unter ihnen.“

Bei diesen Worten erhob Jnes den Kopf und blickte den Rittmeister verstohlen an. Es war ein schöner junger Mann mit zugleich männlichen und sanften Zügen, mit einer ernsten und zum Herzen sprechenden Stimme. Jnes horchte aufmerksam hin.

Der Rittmeister fuhr fort:

„Ja, wir haben einen vertrauten Freund unter den Royalisten, denn meine Regimentskameraden liebten ihn nicht weniger als ich.“

„Ach, mein Gott!“ rief der Pfarrer, „ich fürchte fast, ich weiß, von wem Sie reden. Sollte es nicht der Graf José d'Alvila sein?“

„Leider ja, Schwürden. Der Fanatismus seines Vaters, der ein entragierter Anhänger der Monarchie war, hat ihn mit fortgerissen.“

Jnes fühlte ein heftiges Herzklopfen, aber ihr Mißlich blieb gleichgültig, und sie fuhr fort zu stücken, obwohl sie bei den letzten Worten des Rittmeisters für einen Moment den Kopf abermals erhoben hatte.

„Das Schrecklichste aber in José's Geschichte,“ nahm der Offizier wieder das Wort, „ist, daß er jahnenflüchtig ist, und daß wir, wie sehr er auch unser aller Freund ist, ihn erschießen müßten, wenn er uns unglücklicherweise in die Hände fiel.“

Jnes erblaute und ihre Hand, die die Nadel hielt, erzitterte leise. Keiner der Plaudernden achtete darauf, aber einer der Spieler, die soeben die Karten zusammenwarfen und sich von ihren Sesseln erhoben hatten, der Visconde Ruiz, dem kein Wort des Rittmeisters entgangen war, bemerkte die Blässe und das Erzittern der Donna wohl, und für einen Moment huschte ein hämißches Lächeln über seine verlebten Züge.

„Nun, Herr Pfarrer,“ fragte der General, indem er sich dem geistlichen Herrn näherte, „worüber sprachen Sie soeben?“

„Vom Kriege, Herr General,“ antwortete der junge Priester.

„So! So! Vom italienisch-türkischen Kriege?“

„O, nicht doch, Herr Marques, von dem Kriege, der leider momentan in unserm eigenen armen Lande wüthet.“

„Ah,“ meinte der General in wegwerfendem Tone, der vielleicht nicht ganz aufrichtig war, „Sie sind zu gütig, Herr Pfarrer, diese elende Meuterei mit dem Namen ‚Krieg‘ zu beehren! Die Monarchie ist tot, meine Herren, der Versuch einiger Toren, sie wieder ins Leben zu rufen, ist vergebliche Mühe.“

Jnes, die sich bis dahin nicht in die Unterhaltung gemischt hatte, nahm nun doch plötzlich das Wort. „Du bist streng, lieber Vater,“ sagte sie, „und doch hast du ehemals...“

„Ja, ja,“ entgegnete der General verdrießlich, „ich weiß, was du sagen willst, auch ich habe einst im königlichen Dienste gestanden, aber damals hatte die Monarchie in unsern Augen auch noch ihre ganze Glorie.“

Zum Glück für Jnes, der, wie man an ihrer Unruhe und Blässe ersehen konnte, das momentan angelegene Gesprächsthema in hohem Grade peinlich war, erhob sich in diesem Augenblick der Pfarrer, um trotz der späten Nachstunde den Heimweg nach einem Dorfe anzutreten, und bat auch der Oberst um die Erlaubnis, sich zur Ruhe begeben zu dürfen. Sogleich erbot sich der General, letzteren auf sein Zimmer zu geleiten, und nachdem auch der Visconde den Salon verlassen hatte, um dem Herrn Pfarrer noch ein Stück Weges das Geleit zu geben, blieb nur allein der Husarenritmeister außer Jnes im Salon zurück, um dort die Abreise des Generals zu erwarten und sich dann gleichfalls zu empfehlen.

Wie war Jnes erstaunt, als jetzt der junge Offizier schnell auf sie zuschritt und sie sogleich um eine kurze wichtige Unterredung bat. Ein unbestimmtes ängstliches Gefühl bemächtigte sich ihrer.

„Sprechen Sie, Herr Rittmeister,“ stotterte sie, „ich bin gerne bereit, Sie anzuhören.“

„Gnädige Frau,“ begann der Rittmeister, „Sie werden gewiß schon erraten haben, daß ich ein Freund, ein aufrichtiger Freund des Herrn Majors d'Alvila bin. Ich möchte daher in meinem eigensten Interesse einige Worte mit Ihnen reden.“

Jnes erstarrte, all ihr Blut drängte sich nach ihr in Herzen.

„Ich bin der einzige,“ fuhr der junge Offizier fort, „dem es, als wir in Amarante zusammen in Garnison lagen, zuerst einen Entschluß, später keine Freunde und keine Hoffnungen angedrückt hat... wir waren ja Waffengefährten... hätte er vor José's d'Alvilas, seinem intimsten Kameraden, wohl irgendein Geheimnis haben können?“

Der Ton, in welchem der Rittmeister sprach, überwältigte Jnes. Sie seufzte die Augen.

„Ich höre...“ flüsterte sie.

Da neigte sich der Rittmeister noch tiefer zu ihr und sagte leise: „Ich kenne José, er ist bis zur Tollkühnheit tapfer, er hat

Sie leidenschaftlich . . . ich bin überzeugt, daß er jede Nacht seine zehn Weiten zu Pferde macht, um Sie zu sehen, und daß er . . ."

„O, schweigen Sie, Herr de Santillana . . .“

„Gnädige Frau,“ fuhr der Offizier fort, „wenn Sie ihn lieben, so verlangen Sie von ihm, daß er nicht mehr komme . . . verlangen Sie, daß er schleunigst Vortingalverläßt: seine Sache ist, wie ich glaube, rettungslos verloren.“

„Ach, Herr de Santillana,“ seufzte Ines, „er hat einen eisernen Willen und das Herz eines Löwen.“ (Fortsetzung folgt.)

Schnuppes erste und letzte Angelfahrt.

Humoreske von Hermann Buch.

Der Rentier Amadens Schnuppe hatte sich, dem Zuge der modernen Zeit folgend, dem Sport ergeben. Und da Fische sein Leibgericht waren, verband er das Angenehme mit dem Nützlichen und wandte sich dem Angelfisch zu. Das war nicht weiter aufregend, dachte er, man hatte gute Lust und schaffte



sich spielend auch delikates Fischgericht. Das Frühjahr war gekommen, Schnuppe hatte alle Vorbereitungen zu seiner ersten Angelfahrt getroffen. Vollständig sportgemäß ausgerüstet, einen breitkrempigen Strohhut auf dem Kopf, mit einem Regenschirm bewaffnet und an den Füßen ein Paar mächtige Gummiloschen, in den Taschen etwas feinen und flüssigen Pro-

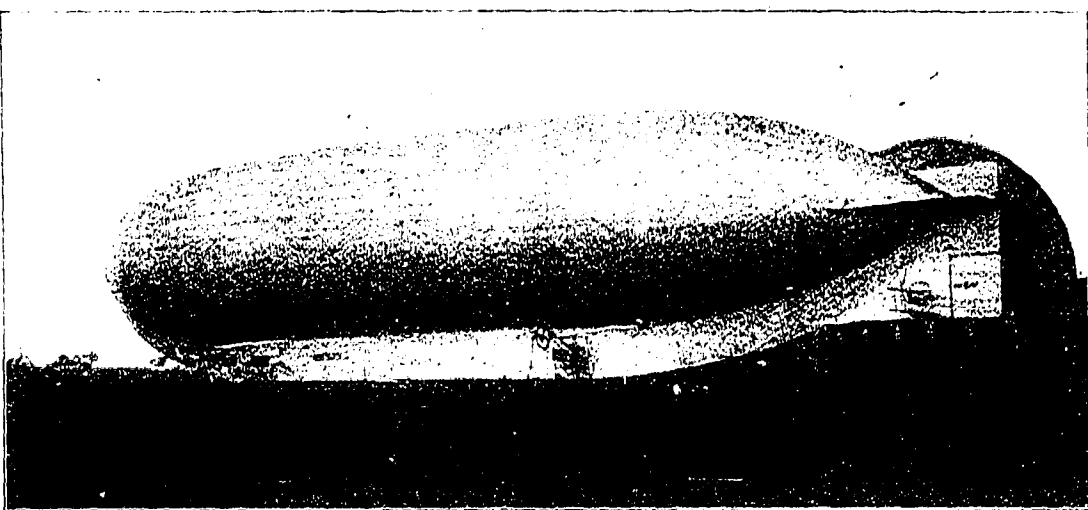
viant, eine zusammenschiebbare Angelrute als Spazierstock in der Hand, eine Prima Norkangel, einige Reserverohren, ein Glas mit Regenwürmern und ein kleiner Deckelimer zur Aufnahme der gefangenen Fische — so machte sich Herr Schnuppe an einem schönen Nachmittag auf die Fahrt. Seine Gattin Berta, der er versprach, selbstverständlich mit reicher Beute heimzukehren, ließ ihm ein fröhliches „Gut Fang!“ nach, und frischen Mutes wanderte Schnuppe hinaus vor die Stadt, um dort den unteren Lauf des Flusses mit seiner Angel unsicher zu machen.

Bald saß er an der grünen Uferböschung multerseelenallein in der schon recht warmen Nachmittagssonne.



Sorgfältig brachte er sein Angelzeug in Ordnung, und nachdem er sich mit einem deutschen Schluck aus der Flasche gestärkt hatte,

begann er sein Werk. Mit kühnem Bogen wurde die Angel aus-



Das Stahlkutschiff V. 1 des Ingenieurs Voh. (Mit Text.)

geworfen, und gespannt starre Schnuppe auf den rot leuchtenden Angelstork, der leicht auf dem Wasser tanzte. Im Verlauf der ersten Stunde hatte es bereits mehrmals erregt an dem schwimmenden Gerste gezuckt, und Schnuppe machte die Wahrnehmung, daß die Fische, ohne körperlichen Schaden zu nehmen, das feilere Futter

sich hatten gut schmecken lassen. Jetzt befestigte er einen ganz besonders fetten Happen am Haken. Er war aufgestanden und wollte eben die Angelstork möglichst weit in die Flut hinauswerfen, als er das Gleichgewicht verlor und, vom steinigen Ufer abgleitend, mit einem schallenden Klatsch mit dem rechten Bein bis über's Knie ins nasse Element patzte. Schwerfällig krabbelte



sich der dicke Herr wieder heraus, den Angelstock krampfhaft in der Rechten, da — o Schreck! — bemerkte er, daß sich der obere Teil der Angelrute vom Stamm getrennt hatte und samt Schnur, Nork und Haken, jedes Zwanges ledig, auf dem Wasser schwamm. Angstlich fischte Schnuppe mehrmals nach dem losgelösten Teil. Vergebens! Der kleine rote Norkhut entfernte sich immer weiter



von seinem ratlos dastehenden Besitzer und trieb mit der Strömung mehr und mehr der Mitte des Flusses zu. — Was blieb Schnuppe übrig, als gebuldig am Ufer nebenher zu trocknen. Plötzlich gab es einen heftigen Ruck, und der Nork verschwand unter Wasser, so daß nur noch die Spitze des Stockes mit der Schnur daran an der Oberfläche sichtbar blieben. „Aha,“ dachte Schnuppe,

jeht
hal,
weite
D
war
schlic
E
in de
Nähe
loß t
auszu
D
in G
anfer
mach
Ange
geträ
eine
für E
schie
nshi
Ang
nach
Zel
daß
beide
Mit
und
erdi
des
schr
S
gint
jeht
liche
nen
ie
Mit
S
nod
im
um
han
sich
die
ein
mit
Zel
ten
ger
S
del
wi



Spanische Wände als Schutz für Kämme. (Mit Text.)

„jetzt hat einer angebissen: jedenfalls so 'n mächtiger Fünfpfund-Kal, für drei Tage zum Sattessen!“ Ermutigt lief er am Ufer weiter, die schwimmende Angel fest im Auge behaltend.

Der nächste am Fluß gelegene Ort, das Städtchen Pusterwitz, war etwa in einer guten Stunde zu erreichen. Dort mußte er schließlich wieder zu seinem Eigentum und der fetten Beute kommen.

So lief denn der wadere Schnuppe wie ein geduldiges Schaf in der Nachmittagschwüle immer weiter und weiter stromab. Näher und näher kam der Kirchturm von Pusterwitz, reichlicher floß der Schweiß an dem kühnen Sportsmann herab, und immer angetrockneter wurde seine Kehle.

Da endlich, kurz vor der Stadt, nahte sich die ersuchte Rettung in Gestalt von zwei jungen Burschen, die sich an einem leicht verankerten, schon recht verwittert aussehenden Boot zu schaffen machten. Auch sie waren der Angelei ergeben, denn zwei lange Angelrutten lagen auf dem Boden des alten Rahnes.

Schnell hatte Schnuppe die beiden über die Sachlage aufgeklärt. Sie zeigten auch eine lebhafteste Teilnahme für Schnuppens Pech und schienen auch bereit, der ruhig weiter treibenden Angel mit ihrem Boote nachzufahren.

Schnuppe merkte wohl, daß er die Dienste der beiden nicht unbelohnt in Anspruch nehmen konnte, und schmunzelnd drückte er dem einen ein funkelndes Fünfmärkstück in die schwielige Hand.

Hurtig, mit Feuereifer gingen die guten Leute jetzt ans menschenfreundliche Werk, und mit kühnen Schlägen ruderten sie auf die Angel, der Mitte des Flusses zu.

Allmählich hatten sich noch Schaulustige eingefunden, die nicht wußten, um was es sich eigentlich handelte, und bald hatte sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, daß dort eine Wasserleiche treibe, mit der der aufgeregte Schnuppe in die abenteuerlichsten Verbindungen gebracht wurde.

Weiter und weiter gонdelte das Boot stromab, während Schnuppe, be-

gleitet von der wachsenden Menge, am Ufer mißtaunend den Rudern folgte. Endlich waren sie der Angel so nahe, daß sie sie mit den Rudern erreichen konnten.

„Rad an, Krüschan,“ rief der eine dem andern zu, „da scheint 'n mächtigen Kral dran tau hängen.“

Bedenklich schwankte der Kahn, als jetzt Krüschan tief in die Kluten stach und mit gewaltigem Schwung, daß das Wasser weithin aufspritzte, den Stork und die lange Schmir mit der schweren Beute ans Licht brachte.

Am dem Angelhaken aber hing, im Sonnenlichte funkeln, ein Hecht von Riesendimensionen, daß es den beiden Mühe kostete, das stattliche Tier über Bord in den Kahn zu bringen.

Mit einem vielstimmigen Freudenrausch der Menge wurde der Vorgang begleitet, und Schnuppe blähte übers ganze Gesicht strahlend und alle Unbill vergebend, auf das Prachttier.

Wieder setzten die Kletterer in der Not die Rudern ein, — aber was war denn das? Anstatt den Rückweg einzuschlagen, entfernte sich der Kahn mit seinen verquält grinsenden Insassen und der fetten Beute in entgegengesetzter Richtung zum andern Ufer.

Zu Schnuppe klag ein fürchterlicher Verdacht auf, der nur zu bald Bestätigung finden sollte. Schneller noch als vorher gondelten die beiden der gegenüberliegenden Seite zu, wo sie im dichten Schilf verschwanden.

„Verdammt Bengels!“ murmelte Schnuppe und jah mit Entsetzen,

wie sie an das gegenüberliegende Ufer kletterten. Mit Hohngeächter sahen sie zu ihrem Auftraggeber herüber, schwaugen verquält die Rücken und riefen, indem der eine den Staatshecht stolz auf die Schulter nahm: „Wir danken doch schön, oller Angel-facke!“ Dann wendeten sie um und rannten mit großen Schritten querfeldein davon, bis sie den Rücken des schimpfenden und fluchenden Schnuppe entschwinden waren. Schnell machte auch er sich aus dem Staube, um sich nicht noch länger dem Spott und Hohn der lieben Pusterwitzer auszusetzen.



Generallieutenant v. Falkenhahn, der neue preussische Kriegsminister. (Mit Text.)



Am Pirnaischen Schlag nach der Schlacht bei Dresden (27. August 1813). (Mit Text.)
Nach einem Gemälde von F. Walter Scholz.

Im Ort angekommen mietete er einen Wagen und fuhr in die Residenz zurück. Hier suchte er zunächst eine Fischhandlung auf und erkaufte ein mächtiges Klossentier. Das war die einzige Möglichkeit, um vor seiner Berta wenigstens die sportliche Ehre zu retten.

Mit gut gespielter Freude trat er vor seine beglückte Ehegattin hin und überreichte ihr strahlend das Resultat seiner ersten Angelfahrt. Geringschätzig setzte er hinzu: „Mit dem kleinen Viehzeug habe ich mich gar nicht erst lange abgegeben. Die habe ich dufendweise wieder schwimmen lassen.“

Im stillen aber versuchte Schmutz die ganze Angelei, und sein Entschluß stand fest: „Einmal Sport getrieben, und nie wieder!“

Frau Berta aber war eine feinfühligte Seele. Sie hat ihrem lieben Amadeus niemals verraten, daß das von ihm im Fluß geangelte Prachtexemplar ein *Cesifich* war.

Ein Pechvogel.

Erzählung aus dem Schwedischen von Bert Zander.
(Nachdruck verboten.)

Man wußte nicht, woher das große Einkommen der Frau Veffler stammte. Ihr verstorbener Mann war durchaus nicht vermögend gewesen, und das unbedeutende Kapital, das er ihr hinterließ, war auch nie durch das Testament eines wohlwollenden Verwandten vergrößert worden.

Vor ihren nächsten Bekannten ließ sie Andeutungen fallen über ihre „südafrikanischen Aktien“, und als einer der Herren sie nach der Art dieser Aktien fragte, antwortete sie lachend, daß sie prinzipiell nicht über Geschäftsangelegenheiten spreche.

Sie war auch zu naiv, vergnügt und mädchenhaft, um sich mit Zahlen zu beschäftigen. Sie paßte in ihren Salon mit den feinen Farben, den zerbrechlichen Rippes und den Kanarienvögeln, die in ihren Vauern hüpfen und zwitscherten. Ihr zarter Teint, ihre milden blauen Augen und ihre geschmackvollen Toiletten — all das trug zu der Ansicht bei, daß sie wohl nicht für ökonomische Fragen geschaffen sei.

Die kleine Villa war entzückend, ihre Weine waren vorzüglich und ihre Equipage war der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Man konnte ihr durchaus nichts Schlechtes nachsagen.

Solche reizende junge Witwe hat viele Verehrer, und der eifrigste unter ihnen war ein Oberst Brattborg.

Er war über fünfzig Jahre alt, sah aber viel jünger aus, was er seiner guten Gemüthsheit, seinem geschickten Schneider und seinem Körper zu verdanken hatte. Er war im anerkantischen Oberst gewesenen, aber das hatte er seinen Bekannten nie erzählt: das war ja Nebensache, und Nebensachen sind in der Unterhaltung langweilig. Der Oberst war ein Mann von Takt.

Er war Mitglied mehrerer Klubs, war bekannt als gewandter Willkür- und Geantäpiker und verlor selten eine Wette beim Nennen. Aber da diese Talente nicht besonders einträglich sind, nahm er an im allgemeinen an, daß er ein kleines Vermögen besitze.

Und dennoch hatte er Sorgen, von denen seine Freunde nichts ahnten. Seine Wohnung war nicht so luxuriös eingerichtet, wie man glaubte, und deshalb zog er stets um, ohne seine Adresse anzugeben. Denn er bewohnte nur ein einziges Zimmer in der dritten Etage eines entlegenen Hauses. Er rauchte eine Pfeife, weil es billiger war als Zigarren, und stand spät auf, um vor dem Mittag nicht mehr als eine Tasse Tee trinken zu müssen. Aber trotz alledem brauchte er ziemlich viel Geld, und das mußte auf irgendeine Weise herbeigeschafft werden. Woher es kam, war ein Geheimnis.

Im Zentrum hatte ein wohlwollender, entgegenkommender Herr namens Svander sein Kontor. Dieser ließ Geld gegen Wechsel an junge Leute, die in Verlegenheit geraten waren, und der Oberst führte ihm hin und wieder Kunden zu, wofür er eine Provision von Svander erhielt, und außerdem wurde er von dem dankbaren jungen Herren zu Mittag gebeten. Svander erklärte, daß keiner im Kundenrang mit dem Oberst konkurrieren könne, worauf dieser gewöhnlich lächelte und um eine Zigarre bat. Er war nicht wenig stolz auf seine Tüchtigkeit.

Aber als er die Bekanntschaft der Frau Veffler gemacht hatte, erwarb in ihr die Hoffnung, sich endlich „zur Ruhe setzen“ zu können. Sie schien ihn durch lebenswürdige Blicke zu ermutigen.

„Eine reizende kleine Villa“, sagte er zu sich selbst und rieb sich vergnügt die Hände, „drei große Mahlzeiten am Tage, ohne daß es etwas kostet. Und ein Bankkonto! Das kann man wirklich Glück nennen!“

Er lästete um das Herz der jungen Witwe mit dem Plaudern eines erfahrenen Streigers. Er fesselte ihr Theaterstücke und Bücher und bereicherte ihr manches Paar Handschuhe. Und die kleine Frau nahm seine Geschenke lächelnd an, und wenn sie über sein Bescheidenheitswort sprach, hatten ihre Lippen einen leicht lächelnden Ausdruck und ihre Schenkel sangen vor sich hin.

Die ersten Wochen nach ihrer Heirat waren für den Oberst

eines Tages, als er ihr einen prachtvollen Strauß überreichte. „Sie stellen alle meine Freunde in den Schatten.“

Er war bemüht, sich den Anschein zu geben, als wenn das Geld keine Rolle bei ihm spiele, und deutete auf seinen Wohlstand hin. Als er ihr beim Abschied die Hand küßte, lächelte sie.

Die Frucht beginnt zu reifen, dachte er. Aber mit den Finanzen steht es schlecht.

Am nächsten Vormittag machte er einen Besuch bei seinem Freund und Gönner Svander.

„Heute möchte ich gern ein wenig für eigene Rechnung leihen. Können Sie mir nicht einen kleinen Vorschuß geben?“

„Ach glaube nicht, daß wir das können“, antwortete jener. „Aber wir lassen Sie ja nie auf Ihre Provision warten. Wenn Sie einen Kunden bringen, bekommen Sie sofort Ihren Anteil.“

„Ich habe jetzt keinen“, sagte der Oberst gereizt. „Sie müssen sich damit ebenso gedulden wie ich. Ich will nur wenig haben. Sehen Sie,“ fügte er in vertraulichem Ton hinzu, „ich bin nämlich verlobt. Die betreffende Dame ist sehr reich. Ich kann Ihnen ihren Namen nennen und verschiedene Details angeben. Ich hoffe, daß die Sache bald geordnet sein wird.“

Svander gratulierte.

„Es freut mich wirklich, das zu hören“, sagte er. „Natürlich brauchen wir unseren eigenen Agenten in der Weise nicht entgegenzukommen, aber bei Ihnen möchte ich gerne eine Ausnahme machen. Leider geht mein Prinzipal auf so etwas nicht ein.“

„Ach Unfug!“ rief der Oberst ungeduldig aus. „Kommen Sie mir doch nicht mit Ihrem ‚Prinzipal‘, wenn Sie einem alten Freund einen Dienst erweisen sollen.“

„Ich habe wirklich einen Prinzipal“, versicherte Svander. „Ich weiß, daß Sie es mir nie glauben wollten. Aber das Geschäft gehört tatsächlich jemandem, der in solchen Angelegenheiten hart ist wie ein Stein.“

Der Buchhalter künftige Svander etwas zu.

Als die beiden Herren wieder allein waren, fuhr dieser fort: „Sonderbar, die Person, von der ich Ihnen soeben sprach, ist jetzt hier. Ich will versuchen, Ihnen zu helfen.“

Damit eilte er hinaus. Der Oberst quälte sich mit trüben Gedanken. Er war überzeugt, daß er Frau Veffler gewinnen würde, doch nun würde sein Geldmangel es wohl mit sich bringen. Er nahm einige Papiere aus der Tasche. Es waren unbezahlte Rechnungen über Geschenke, mit denen er seine Angebetete überhäuft hatte.

Nach kurzer Zeit kam Svander zurück und näherte sich dem Oberst geheimnisvoll.

„Mein Prinzipal wünscht mit Ihnen zu sprechen. Und nun muß ich Ihnen mitteilen, daß es eine Dame ist.“

Der Oberst zögerte und begab sich in das „Allerheiligste“. Frau Veffler stand darin und lächelte.

„Es tut mir sehr leid, daß wir Ihnen nicht helfen können. Der Oberst“, sagte sie kurz. „Die Sicherheit, die Sie uns bieten, genügt uns jedoch nicht.“

Der Oberst ging davon mit der festen Vorsatz, seinen Luxus nun aufzugeben.

Frau Veffler fuhr in ihre Villa zurück, machte Toilette, um im Theater eine Premiere zu sehen, zu der sie am vorherigen Tage vom Oberst das Billett bekommen hatte. Sie gab nach wie vor erstklassige Dinners, jedoch Oberst Brattborg erschien nie mehr unter den Gästen.

Glückliche Ehen?

Von Gertrud Westphal. (Nachdruck verboten.)

Die junge, dunkelhaarige Frau hob den Kopf und sah mit schwerem, müdem Blick zu ihrer Mutter hinüber. Während sie verschleiert klang ihre Stimme, als sie sagte:

„Mutter, deine Frage wühlt mein Innerstes auf. Ob ich glücklich bin? Da: Glück, wie ich es erträumt hatte, das große, erquickende, himmelhohe Glück, habe ich in meiner Ehe nicht gefunden. Ich dachte, mein Lebensschicksal würde hinausjagen auf meine wogende Meer. Unendlichkeit würde sich vor mir breiten, Lebenslust, Heiterkeit, voller Kraft und Leben, Friede und Schönheit. — Wie jetzt? Jetzt gleicht mein Leben einem trüben dahinschlitzenden Wäldchen, weder sich, noch anderen zur Freude. Zerissen, zerfallen selbst und der Welt verlassen bin ich...“ Die letzten Worte klangen in einem leisen Seufzer.

Mit diesem Mitleid sah die ältere Frau die Tochter an. Da war nicht mehr das heile, harte Mädchen, dem sie vor fünf Jahren den väterlichen Segen erteilt hatte, das war ein armes, zerknirschtes Mädchen. Schwerelos ging sie zu der Tochter hinüber und legte ihren Arm um die Schultern der Weinen. „Nun, meine Tochter, in der Welt, meine Tochter“, küßte sie mitleidig. „Aber das Leben ist ein Meer, das nie still steht, es fließt und fließt.“

Vertical text on the right margin, partially cut off and illegible.

„Ach, Mutter,“ schluchzte das junge Weib, „daß man so trotzlos Schiffbruch leiden kann an allem, was einem hoch und heilig ist.“ Wir führen keine unglückliche Ehe, nein, Mutter, durchaus nicht“, fuhr sie lebhafter fort. „Jedermann hält uns für sorglos glücklich. Helmut ist es vielleicht auch — auf seine Art. Er hat eine robuftere Natur als ich. Aber für mich vergeht kein Tag, der nicht neue, schmerzliche Reibungen brächte. Wir passen nicht zusammen. Wir sind so grundverschiedene Naturen.“

Verzierbild.



Wo ist der zweite Stiege?

Ein verstehendes Lächeln breitete sich über die Züge der älteren Frau, während die Tochter tiefbewegt sagte: „Kommst du das Märchen von Tag und Nacht, die sich immer lieben und immer suchen und niemals finden können, und deren Herzblut jeden Morgen und Abend den Himmel rötet? — Helmut gleicht dem strahlenden Tage, dessen Glanz mir wehe tut, so glühend ich ihn auch liebe. Sein Lachen, seine Gesundheit, seine kraftstropfende Frische, alles quält mich. Er aber versteht nicht meine Stille, meine Weltfremdheit. Können Tag und Nacht sich je in eins verschmelzen, Mutter? Wohl kann die Liebe Brücken schlagen, aber im letzten Grunde bleibe ich doch ich, und er bleibt er. Die Grundzüge eines Wesens kann kein Mensch verleugnen. Wesensfreund werden wir uns immer bleiben. Wir verbluten aneinander.“

Lange schwiegen beide. Endlich hob die Mutter an: „Was ist mir heute sagt, mein liebes Kind, das wußte ich von dem Tage an, wo du Helmut die Hand zum Bunde fürs Leben reichtest. Ihr seid zwei verschiedene Naturen, jede in sich wertvoll und abgeschlossen, reif und gefestigt. Aber weißt du nicht, daß zwei Diamanten sich nur aneinander schleifen können? Immer ist die Ehe die Verbindung zweier grundverschiedener Elemente, aber sie soll das unmöglich Erscheinende vollbringen, aus zwei Wesen eins zu formen. Denkst du, dazu genügt eine Umarmung? Sieh dir die gotischen Kirchenbauten an. Zwei stolze, schlanke Säulen streben nebeneinander in die Höhe. Niemals würden sie sich vereinigen, wenn jeder seine starr, stolze Geradheit behielte. Da neigen sich beide zueinander, ihre Häupter senken und berühren sich, und siehe — ein wunderbar harmonisches Ganzes zeigt sich unseren Augen.“

„Also nur durch Verkümmung des eigenen Rückgrats kommt man zu einander?“ fragte mit bitterem Spott die Jüngere.

„Wägt ihr Zungen es so nennen. Aber es ist in der Ehe einmal nicht anders: Entweder es bleiben das ganze Leben hindurch zwei Parallelen, die nie miteinander in Berührung kommen können, oder, was das häufigste ist, der Stärkere von beiden, in den meisten Fällen wohl der männliche, militanter auch der weibliche Teil, unterdrückt den anderen, unterdrückt und verwischt dessen Persönlichkeit. Auch hier entsteht eine scheinbare Harmonie, die aber nur durch Gewalt auf der einen, Schwäche auf der anderen Seite erzeugt wird. Das letzte, schönste und festeste Bild einer Ehe aber ist das, wo beide gleich stolze und aufrechte Menschen sind, von denen jeder ein Stück seines Selbst hergibt, damit beider Wesen in eins verschmelzen. Auch solche Ehe geht nicht ohne Schmerzen ab, ohne Opfer, ohne Zweifel, ohne tiefe Wunden. Je stärker beider Charaktere sind, um so größer und schärfer werden die Reibungen sein. Aber die beiden Menschen werden nicht kleiner dadurch, sie wachsen und erstarken aneinander, durcheinander, ineinander. Nicht, daß einer von ihnen sein eigenes Innenleben aufgibt, sondern jeder lebt sein eigenes und doch zusammen mit dem anderen ein reicheres und lebendigeres Leben. Einseitigkeiten werden ergänzt, Kantun abgeschliffen, Mängel verwischen sich, die guten und schönen Charaktereigenschaften werden immer klarer herausgemischt. — Aber siehst du, das ist es, was die meisten vergessen: Es gehört schwere, zähe Arbeit dazu, Kämpfe mit sich selbst und dem andern. Kein Dritter kann euch dabei helfen. Es kommt auf die innere Stärke der beiden Ehegatten an, ob sie so lange miteinander züngen können, bis von jedem auf dem andern Segen niederströmt, bis von beider Wesen die Schaaen, Uneinigigkeiten, Nebenabsichten abfallen und der Weltlern beider Wesen sich miteinander verschmelzen.“

„Meine Tochter, gib den Rat auf nicht auf. Du bist stark und gut. Du mußt das Unmögliche möglich machen, daß aus Tag und Nacht eine reiche, höhere, himmlische Klarheit entsteht, eine sonnendurchflutete Stille, ein neues Licht, das die Pracht des Sonnenaufgangs und die Tiefe und Jungfräulichkeit des Sternenscheinens in sich vereinigt.“

Ich weiß, ihr beide werdet das Glück noch finden, aber nicht als lachende, behäbige Sonnenblume, bequem am Wege stehend, sondern als süßes, keusches Edelweiß, das auf schwindelnden, einsamen Pfaden errungen sein will.“

Schweigend saß das junge Weib. In ihren dunklen Augen glomm ein süßes, klares Licht auf und um ihren Mund legte sich ein weiches, verklärtes Lächeln.

Wie Liebig's Fleischextrakt erfunden wurde.

Schon lange vor Liebig's Erfindung versuchte man Fleisch auf ein Minimum einzudampfen und auf diese Weise ein leicht verdauliches Nahrungsmittel herzustellen. Allein diese Versuche blieben den Apothekern überlassen, eine allgemeine Anwendung fanden sie nicht. Es geschieht ja oft so, daß bahnbrechende Entdeckungen erst nach hartnäckigen Suchen gefunden werden: so auch die Erfindung des Fleischextraktes, durch welchen Liebig wohl populärer geworden ist als durch alle seine übrigen Leistungen.

In mitten der fünfziger Jahre erkrankte Liebig's älteste Tochter an Typhus und in ihrer Rekonvaleszenz wollte es mit der Ernährung nicht recht gehen. Der besorgte Vater war nun längere Zeit eifrig beschäftigt, Fleisch auf verschiedene Arten zu bearbeiten, daß es alles Fett und Schwerverdauliche abgeben müsse und nur das zur Ernährung absolut Taugliche übrig bleibe. Eines Tages sagte er zu Otto Freiherrn v. Völderndorff: „Nicht glaube ich, habe ich es“, und er ließ denselben eine braune Brühe versuchen, die ungefähr so schmeckte, wie jetzt der Fleischextrakt, wenn er in Wasser aufgelöst wird. So blieb die Sache einige Jahre: es wurde in der Hofapothek nur auf Wunsch für Kinder, Kranke und Schwächliche solcher Extrakt bereitet, aber meist nur aus Gefälligkeit.

Eines Abends beim Tee stellte Liebig dem genannten Freiherrn einen exotischen, schwarzgebräunten Herrn vor, namens Silberl. Derselbe erzählte von dem Leben und Treiben seiner Heimat Uruguay, über den ungeheuren Viehreichthum und wie man dort nur die Tiere ihrer Häute wegen züchte. Besonders erzählte er, wie einfach dort der Feldbau und die Viehzucht miteinander verbunden werden. Der Besitzer einer ungeheuren Bodenfläche bepflanzt diese mit Mais, dann werden nach und nach Tausende von Rindern durch diese Maisfelder getrieben, woselbst sie alles abfressen, und wenn sie am Ende der Maiskultur herauskommen und inzwischen zu stattlichen Stieren und Kühen herangewachsen sind, werden sie geschlachtet und ihre Häute nach Europa geschafft.

„Und das Fleisch?“ wurde gefragt.

„Ja, das kann man nicht alles essen, das bleibt eben liegen für die Rebvögel und wilden Tiere.“

Jetzt rief Herr v. Liebig, dessen Augen immer glänzender geworden waren, plötzlich: „Heureka!“

Alle Anwesenden sahen erstaunt auf ihn, aber er sprach nicht weiter.

Nach einigen Jahren besuchte Freiherr v. Völderndorff Liebig in seinem Arbeitszimmer.

„Erinnern Sie sich noch jenes Abends,“ fragte Liebig, „wo der Südamerikaner zum Tee bei mir war?“

„Ja.“

„Nun, sehen Sie, in solchen Töpfchen befindet sich jetzt das Fleisch, welches ehemals nutzlos zugrunde gieng.“

Es war die erste Sendung der in Frau-Ventos errichteten Fabrik, von der der Freiherr einen der jetzt so wohlbekannten Porzellantöpfe in der Hand hielt.

Sinngedichte

Der Weltmund sagt: „Die Hoffnung ist
Der gold'ne Sieg zum Glücke.“
Doch wurde sie für manchen Christ
Auch schon — zur Senzerbrücke.

Was ist die Ehe? Sie ist zugleich:
Für die Jugend das Ziel ihres Strebens,
Für den Mann seine Hölle, sein Himmelreich,
Für die Frau die Pointe des Lebens. Ein Romber.

Unsere Bilder

Das Hofe-Livingstone-Stift in Frankfurt a. M. In Frankfurt a. M. wurde das Hofe-Livingstone-Stift eröffnet. Der selbige Bau wurde nach Entwürfen von Bruno Paul, dem Director der Unternehmungen des kgl. Kunstgewerbevereins in Berlin, ausgeführt. Das Stift ist bestimmt, den unverschuldeten Damen ein würdiges Heim zu bieten. Das Material ist in der Jubiläumsausstellung der kgl. Akademie der Künste zu sehen.

Das Stahlkutschschiff V. 1 des Ingenieurs Voh. In Düsseldorf begannen in letzter Zeit die Probefahrten des Versuchskutschschiffes der Deutschen Luftschiffverft G. m. b. H. Das 8000 cbm fassende halbstarre Kutschschiff ist zerlegbar, sein Traggerüst besteht vollständig aus Mannesmann-Stahlrohr, seine Länge beträgt 80 m. In den beiden Gondeln, die durch einen mit einer Kabine versehenen Laufgang verbunden sind, befindet sich je ein Daimlermotor von 130 PS. Die Gondelleisten sind metallisiert. Als ein Vorzug des Ballons wird die leichte Entleerbarkeit durch Reißbahnen bezeichnet; dem Stahlgewölbe, das feste Verankerung ermöglicht, sollen Stürme keine Gefahr bringen. Die konstruktiven Grundgedanken, die lebhaft an die Zeppelin-Luftschiffe erinnern, kommen von dem Ingenieur Voh, der das Kutschschiff im Verein mit dem Flieger Dr. Wittenstein und dem Ingenieur Simon erbaute.

Spanische Wände als Schutz für Bäume. In der Nähe des Bahnhofs Schmaragdort bei Berlin befindet sich eine junge Baumgruppe, die durch ein paar eigenartige Wände, die aus durchsichtigem Stoff gebildet, verdeckt werden. Diese spanischen Wände haben den Zweck, die empfindlichen Pflanzen vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Dadurch, daß zwischen den einzelnen Leinwandstreifen Zwischenräume gelassen sind, ist der Anpflanzung die nötige Luftzufuhr gewährleistet.

Zum Wechsel im preussischen Kriegsministerium. Unter Ernennung zum Generalinspekteur der zweiten Armeeinspektion (Berlin) ist nach der Verabschiedung der großen Wehrvorlage General von Heeringen von dem Posten des Kriegsministers zurückgetreten, den er vier Jahre innehatte. An seiner Stelle ist der seitherige Chef des Generalstabs des vierten Armeekorps in Magdeburg, Generalmajor von Falkenhayn, unter Beförderung zum Generalleutnant ohne Patent, zum Staats- und Kriegsminister ernannt worden. Der neue Kriegsminister hat eine sehr schnelle Karriere hinter sich. Hauptächlich bekannt wurde er durch seine Teilnahme am Vorkriegszuge im Stabe des Grafen Waldersee. — Nachdem er später Kommandeur des 4. Garderegiments zu Fuß gewesen war, rückte er früh zum Generalstabschef auf, zuerst beim 16. Armeekorps in Metz und dann beim 4. Armeekorps in Magdeburg.

Am Pirnaer Schlagen nach der Schlacht bei Dresden am 27. August 1813. Schon zu Anfang des Jahres hatte Napoleon die ganze Gegend um Dresden, bis nach Pirna hin, einschließlich Pillnitz und Königstein, in ein großes verhängtes Lager verwandelt. Und als im August die Kriegserklärung Österreichs an Frankreich erfolgte, da blieb Dresden vollends der Mittelpunkt der Bewegungen der französischen Armee. Hier kam es nun am selben Tage, an dem Blücher in Schlesien die Schlacht an der Nakbach schlug, zu einer Schlacht, die auch am folgenden Tage noch andauerte. Am Nachmittag des 26. August gegen vier Uhr griffen die Russen unter Wittgenstein auf dem rechten Flügel an, wurden aber zurückgedrängt. Die Preußen eroberten zwar den „Großen Garten“, als sie aber die Schanzen am Pirnaer und Dohnaer Schläge angriffen, wurden sie ebenfalls zurückgeschlagen und mußten bis nach Strehlen zurückgehen. Nicht besser ging es den Österreichern im Zentrum und auf dem linken Flügel. Am Morgen des 27. August erneuerte nun Napoleon, der von keinem vergeblichen Zug gegen Blücher schleunigst zurückgekehrt war, den Angriff mit solchem Geschick, daß die Verbündeten den Rückzug antreten mußten. Sie hatten 15 000 Mann an Toten und Verwundeten und 23 000 Gefangene verloren. Freilich hatten auch die Franzosen über 10 000 Verwundete, so daß diese beiden Schlachtstage von Dresden, so wenig entscheidend sie an sich waren, zu den blutigsten zählen. Das läßt uns auch das Gemälde von Walter Scholl ahnen, wie verlustreich der geschickte Angriff der Preußen am Pirnaer Schläge war. Die Scharte von Dresden weckte aber kaum zwei Monate später die große Völkerschlacht bei Leipzig aus.



Wichtige Antwort.

Freund: „Sagen Sie mal, mein Lieber, warum sind denn die Bauern hier alle lästlich gekleidet?“
 Bauer: „Ja, schau's damit ma sich halt von den Touristen auseinander!“

Gäste tapfer getrunken hatten, forderte der Fürst einen der Umstehenden, von dem er wusste, daß er Gedichte im Stegreif mache, dringend auf, doch einen neuen Vers zu machen. — Dieser lehnte das Ansuchen mehrmals ab, als aber der Fürst auf seinem Willen bestand, lagte er, indem er sich von seinem Sitze erhob: „Guter Durchsicht Wunsch ist Befehl!“

Es sei! — Hier hast du meinen Reim,
 „Zahlt, Zahlt! Dann schert euch wieder heim!“

Mineralquellen. Böhmen besitzt ungefähr 300 Mineralquellen, von denen die Quellen in Karlsbad und Teplitz warme Quellen sind. Die Karlsbader Quelle hat eine Temperatur von 42 bis 73 Grad Celsius, dagegen die Quelle von Teplitz nur eine Wärme von 20 bis 28 Grad. Warmbrunn in Schlesien hat 37 Grad warmes Quellwasser. In der Eisengegend gibt es zahlreiche Sauerquellen, besonders in der Umgegend des Laacher Sees. Am Fuße des Rhytals befindet sich die berühmte Apollinarisquelle und bei Nassau die weit und breit bekannte Seltersquelle. Diese Mineralwasser werden jährlich in Millionen von Krügen über ganz Europa vertrieben. Alle diese Mineralquellen haben eine große Heilkraft. Tausende von Kranken strömen ihnen alljährlich zu, um hier Genesung oder neue Lebenskraft zu empfangen.

Gemeinnütziges

Kartoffelgemüse erhält einen sehr angenehmen Geschmack, wenn einige Sellerieknollen mitgekocht werden.

Während des Sommers ist es schädlich für die Nieren, die Bewässerung zu beginnen, wenn die Sonne schon hoch steht. Um Temperaturextreme zu vermeiden, muß entweder am frühen Morgen oder am Abend gewässert werden.

Wenn der Rosenkohl, der in dieser Jahreszeit ausgeht, reichlichen Rosenanzug bringen soll, so ist sorgfältige Bestäubung mit Gülle dringend erforderlich.

Kohlrabi sind nicht nur als Gemüse sehr schmackhaft, sie bilden auch eine angenehme Einlage für verschiedene Suppen. Besonders gut schmeckt es, wenn sie in Graupensuppe geschnitten werden.

Gurken verlangen häufiges Spritzen. Man nehme dazu nur abgekandenes Wasser, kein kaltes, wie es aus dem Brunnen kommt. Der Misserfolg der Gurkenkultur ist oft auf solch unrichtiges Gießen zurückzuführen.

Anagramm.

Was der Reichen vier uns nehmen,
 Wir als Stoff zum Binden nehmen
 Kost den Kopf du waggeln,
 Triffst man es am Baum an.
 Julius Fald

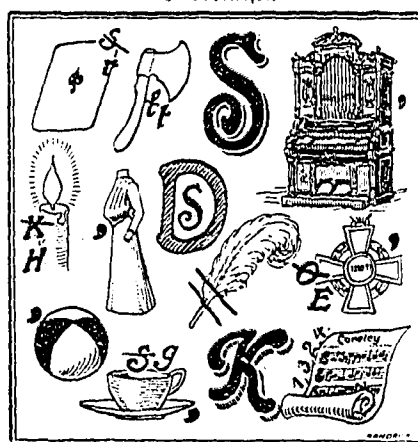
Buchstabenrätsel.

Durch Wissen zeichnet Herr Schmidt sich aus
 Und auch durch das Wort mit o,
 Und als in das Wort mit o er gewandt,
 Sprach' er den Reichen in die Höh'.
 Melitta Vera.

Quadraträtsel.

A	A	A	A	E
E	E	E	G	G
H	H	I	I	L
L	L	M	M	N
O	O	R	R	R

Bilderrätsel.



Die Buchstaben in der vorstehenden Figur sind in der Reihenfolge, daß in den entsprechenden leeren Feldern und wahren Reihen gleichlautende Wörter entstehen. — Die Wörter bezeichnen: 1) Einen alttestamentlichen weiblichen Namen, 2) Einen wirrigen Geruch, 3) Eine Fähigkeit, 4) Den Vornamen des französischen Schriftstellers Jola, 5) Eine Viegeflüchte.
 Michael Reusch.

Auslösung folgt in nächster Nummer.

Ausfällungen aus voriger Nummer:

Der Schabade: Nebel, Horn, Nebelhorn. — Des Domontus: Kati.
 Dr. Bittentartenträufels: Steuertortent.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Reicher, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Jambart

Allerlei

Wahnsinn. Hausherr: „Wir haben eine Köchin, ein Stubenmädchen, ein Mädchen für alles und ein Kindermädchen.“ — „So! Wer hat denn da die meiste Arbeit?“ — „Meine Frau!“

Gewichtig. Frau (zum Dienstmädchen): „Anna, der Doktor kommt! Ziehen Sie rasch die Jalouse in die Höhe, sonst bringt er wieder einen Nachtbesuch in Anrechnung!“

Im Dorfweirshaus. Gast: „Herr Wirt, wie lange soll ich denn noch auf die halbe Portion Ente warten, die ich bestellt habe?“ — Wirt: „Als ein anderer die andere Hälfte bestellt. Wir können doch nicht eine halbe Ente schlachten!“

Wie viele Fruchtkörner faßt ein Liter? Der ehemalige Vorsitzende des landwirtschaftlichen Vereins zu Hirschberg hat sich der Mühe unterzogen, festzustellen, wie viele Körner irgendeiner Fruchtgattung auf einen Liter gehen. Nach dessen Ermittlungen hält ein Liter an Weizenkörnern 21 700 Stüd, Roggen 28 000, Gerste 18 000, Hafer 12 500 und Erbsen 5400 Stüd.

Auf die Steuerdrange. Der Fürst von H. war oft in Geldverlegenheit. In diesen Fällen pflegte er die Landstände, jedoch nur pro forma, zusammenzuberaufen, um durch eine neue Steueranschreibung sich aus seiner Geldnot eine Weile zu ziehen. — Bei solcher Ständeversammlung gab der Fürst dann, nach Beendigung des Geschäfts, den Repräsentanten in der Regel ein großes Diner. Bei einem solchen Diner nun, wobei die